stutzerhaft gekleidete Kavaliere und beinahe überelegant uniformierte Offiziere aneinander vorüber; an Tischen sitzen in nicht eben vorbildlicher Haltung junge Snobs, bisweilen mit lässiger Gebärde von den herumziehenden, ewig pfeifenden Wägelchen eine Handvoll Kastanien kaufend, rauchend und ein scheußlich-giftfarbenes, gelbgrünes Etwas trinkend. Die Glutblase hinter den Spitzenschals der Schönen wandeln sich aus harmlosem Glimmen in verzehrende Stichflammen, und es ist eine Gemeinheit: Gerade jetzt, wo es anfängt, interessant zu werden, muß ich wieder an Bord.

—o—

Die fünfhundert Bräute des Morgensterns

Menschenopfer bei den Pawnee-Indianern. — Der Pfeilschuß als Trauungszeremonie. — Perseus und Andromeda unter den Rothäuten.

Von Harris Brackett.

Vor fünfzig Jahren fand man in einem Indianergrab in der Nähe eines Pawnee-Dorfes im Staate Nebraska ein Medaillon. „Dem Bravsten der Braven", stand in englischer Sprache über einem Bilde, das ein fliehendes Indianerpaar zeigte, während die Kehrseite eine Opferszene darstellte. Damals erinnerte man sich an Erzählungen, die zwei Menschenalter vorher in Washington umliefen. Sie sprachen von einer Heldentat, die an die griechische Sage von Perseus und Andromeda erinnerte. Der junge Pawneehäuptling Petahlaschariho sollte ein Indianermädchen vom Opfertod errettet haben, später dem Präsidenten vorgestellt und durch das Medaillon ausgezeichnet worden sein. Der Schauplatz der Tat war unbekannt.

Ein Zufall enthüllte nun kürzlich das Geheimnis, das über der Opferstätte der Pawnee-Indianer vom Stamme der Skidi lag. Erdarbeiter stießen beim Graben am Fuße eines Hügels im Süden Nebraskas auf Menschenknochen. Indianische Schmuckgegenstände sagten dem Vorarbeiter, daß der Fund von wissenschaftlichem Interesse sein könnte, und die Universität von Nebraska wurde benachrichtigt. Sachgemäße Grabungen förderten die aus verschiedenen Jahrhunderten stammenden Ueberreste von rund 500 Mädchen zu Tage. Die lange gesuchte einzige Opferstätte auf nordamerikanischem Boden war gefunden.

Jeder unter uns kennt wohl vom „Lederstrumpf" her die roten Prärioreiter, die des alten Trappers letzte Freunde waren. Sie schienen uns hochherzige Indianer zu sein wie die anderen Rothäute auch. Doch der Wissenschaft gaben sie ein schweres Problem zu lösen. Ihre Sitten und Ueberlieferungen paßten sich in keiner Weise denen anderer Stämme an. Die Sagen aller sonstigen Rothäute wußten zu berichten, daß die Vorfahren einst aus anderen Jagdgründen eingewandert seien. Die Pawnees behaupteten dagegen, Nebraska sei von Anbeginn an ihre Heimat gewesen. Der Stammvater sollte einer Verbindung zwischen dem Morgen- und Abendstern entsprossen sein, die Ahne hatte angeblich die Mondgöttin dem Sonnengott geboren.

Dem Morgenstern galten die Menschenopfer des Skidistammes. Aus der Tatsache, daß andere nordamerikanische Indianer derartige Opfer nicht kannten — das Töten des Feindes am Marterpfahl hatte mit Kultgebräuchen nichts zu tun —, schlossen verschiedene Forscher auf die Abstammung der Pawnees von den mexikanischen Azteken, die ihren Göttern zu Ehren Tausende von Mädchen ertränkten. Die Pawnees dagegen brachten dem Morgenstern jährlich nur ein Menschenopfer, immer ein Mädchen aus fremdem Stamme. Kundschafter umschlichen, wenn die Zeit zum Opfern nahte, die Dörfer anderer Rothäute, um das schönste Mädchen zu finden. Durch einen Ueberfall setzten sich dann die Pawnees in den Besitz der Erkorenen.

Das Mädchen wurde aufs beste behandelt. Es sollte sein Los nicht ahnen. Fragte es warum es geraubt worden sei, so wurde ihm gesagt, der größte Häuptling des Stammes der Skidi wollte es zu seiner Squaw machen. Dem Opfer sollte unnötige Todesangst erspart bleiben, und eine Braut, die vor Furcht zitterte, durfte dem Morgenstern nicht angeboten werden.

Auf dem weithin sichtbaren Hügel, an dessen Fuß die Arbeiter kürzlich das Grab der fünfhundert fanden, wurde das Opfergerüst errichtet. Die Pawnees rammten zwei vier Meter hohe Pfähle einen Meter weit von einander entfernt in die Erde. Der eine mußte von der Rüster stammen, der andere von der Pappel. Weide, Esche, Rüster und Ahorn lieferten das Holz für vier Querstäbe, die wie Leitersprossen an den Pfählen befestigt wurden. Von der vierten Sprosse ab blieb ein mannshoher Zwischenraum frei, dann folgte der fünfte Querstab aus Weidenholz.

Stand das Gerüst, so wurde die Braut des Morgensterns in der Nacht symbolisch gewaschen. Dann färbte der Medizinmann ihre rechte Körperhälfte rot, ihre linke schwarz. Die Hochzeitsgesänge der Squaws begleiteten die Zeremonie und ließen im ahnungslosen Opfer keinen Verdacht keimen. Auch als zwei der geachtetsten Krieger des Stammes um jedes Handgelenk des Mädchens einen Strick schlangen und es baten, ihnen zu folgen, ging die Braut furchtlos dem singenden Zug des Stammes voran den Hügel hinauf. Sie mochte sich wundern, warum sie auf die vierte Leitersprosse steigen und ihre Handgelenke an der obersten festbinden lassen mußte, daß sie zwischen den vier Stäben wie in einem Rahmen stand. „Hochzeitsbrauch", beschied man sie, wenn sie fragte.

Inzwischen sammelten sich in einer Geländefalte, den Blicken des Opfers entzogen, einige Krieger um ein kleines Feuer. Sie warteten auf den Morgenstern. Langsam stieg er hinter den Hügeln hoch. Da griffen zwei der Skidis nach den Fackeln, die im Feuer lagen, und schritten zum Opfer hinüber. Ein Eulenbalg hing ihnen von der Skalplocke herab und verkündete, daß sie hier als Vertreter des Morgensterns auftraten. Mit ihren Fackeln fuhren sie schnell und ohne dem Mädchen Schmerz zu bereiten über seine erhobenen Arme. Der funkelnde Morgenstern ergriff Besitz von seiner Braut.

Da gellte aus der Geländefalte der Kriegsschrei der Pawnees. Die Rothaut, die das Mädchen beim Ueberfall erbeutet hatte, stürmte den Bogen in den Händen, auf das Opfer zu. Noch im Laufen ließ sie die Sehne vorschnellen, und der Pfeil durchbohrte das Herz der Braut. Ihr Kopf fiel in den Nacken zurück, und ihre Augen schienen zum Morgenstern aufzusehen, zum Bräutigam, dessen Namen sie nie erfahren hatte.

Der Medizinmann stieg mit dem getrockneten Herzen eines Büffels zum toten Opfer hinauf und fing damit die Blutstropfen auf. Schweigend war der Stamm bisher der Zeremonie gefolgt. Doch jetzt gellten die schrillen Kampfschreie, und ein Höllensabbath begann, denn alle Krieger hatten die Pflicht, einen Pfeil in den toten Körper zu schießen. Selbst Knaben, die keinen Bogen halten konnten, drängten sich dazu und wurden von ihren Vätern unterstützt. Dann tobte im Dorfe drei Tage lang der Hochzeitstrubel.

Die Seele der Braut hatte — so glaubten die Pawnees — den Körper verlassen, sobald der Pfeil das Herz traf, und schwang sich zum Morgenstern hinauf. Der legte ihr ein flammendes Brautkleid um und gab ihr als Stern einen Platz am Himmelszelt zu seiner Seite.

Der Körper des Opfers wurde in die große Grube zu denen verflossener Jahre gelegt. Die Entdeckung dieser Beinstätte mit den Ueberresten von rund 500 Indianermädchen verrät, daß die Pawnees mindestens fünf Jahrhunderte in den gleichen Jagdgründen im heutigen Nebraska lebten, denn jährlich wurde dem Morgenstern nur eine Braut angetraut.

Das letzte Opfer starb 1817. Damals schon machte sich im Stamme eine Strömung gegen Menschenopfer bemerkbar. Im nächsten Jahre griff Petahlaschariho ein. Unter eigener Lebensgefahr befreite er wenige Augenblicke, bevor der Pfeil von der Sehne schnellte, das Mädchen vom Opfergerüst. Er erreichte sein Pferd, das am Fuß des Hügels stand, und ließ die Verfolger hinter sich. Er brachte die Braut des Morgensterns, die erst durch ihn von der Gefahr erfuhr, in der sie geschwebt hatte, in ihre Heimat und kehrte dann zu seinem Stamme zurück. Mit Hilfe einiger angesehener Krieger, die ebenfalls nichts von den Opfern wissen wollten, kämpfte er einen harten Kampf gegen die Verfechter der Zeremonie bis er den Sieg davon trug. Das Grab der fünfhundert Opfer und die Stätte, da sie mit dem Morgenstern vermählt worden waren, sollte von den Pawnees geheim gehalten werden. Aus dem Munde der letzten Skidi ist auch nie ein Wort darüber gefallen.

—o—

Am Ausguck

Die verkannte Feuerwehr.

Die Mitglieder der Städtischen Feuerwehr der Stadt Mexiko veranstalten zurzeit eine Sammlung, aus deren Ertrag einer Reihe ihrer Kameraden, die gerade vor einem Jahrzehnt unter tragischen Umständen ein Ende fanden, ein Denkmal errichtet werden soll. Es war im Jahre 1920 gelegentlich einer der zahlreichen Revolutionen, die immer wieder das schöne Land verheeren. Der Führer der Aufständischen, General Zapata, hatte die Stadt erobert und hielt sie mit einem Teil seiner überwiegend aus wilden, unzivilisierten Indianern bestehenden Streitkräfte besetzt. Eines Tages erscholl plötzlich Feueralarm. Alsbald rasselten von allen Seiten die Spritzen der Stätte des Unglücks zu. Zapatas Indianer hatten nie eine Feuerspritze gesehen, ahnten auch wohl kaum, daß es so etwas wie eine Brandwehr überhaupt gab. Der ungewohnte Anblick erfüllte sie mit erheblichem Mißtrauen: Was konnte da anders kommen als der böse Feind, der überraschend in die Stadt eingedrungen sein mußte? Schnell entschlossen gab ihr Führer das Alarmsignal, und die Rothäute eröffneten auf jede Spritze, wie sie eben eintraf, ein wohlgezieltes Feuer, dem in wenigen Minuten nicht weniger als 40 Feuerwehrleute zum Opfer fielen. Als es endlich gelang, das Mißverständnis aufzuklären, war es zu spät die Toten kehrten nicht wieder ins Leben zurück, und das Gebäude wurde restlos ein Raub der Flammen.

Indische Rache.

Eigenartige Begriffe von der Rache, die manche primitive Völker für eine heilige Pflicht halten, enthüllte ein Drama, das sich kürzlich in einem Krankenhaus in Gunnaur bei Allahabad abspielte. Dorthin waren zwei Inder, Umedi und Lachman, Vater und Sohn, gebracht worden, nachdem sie in einer Messerstecherei mit persönlichen Feinden schwere Verletzungen erlitten hatten. Beide mußten wegen der Ueberfüllung des Hospitals im gleichen Krankensaal und in einem Bett untergebracht werden. Umedi, den man bewußtlos eingeliefert, hatte nur ein paar Worte sprechen können, als ihn der Arzt untersuchte und verband. Lachman war dagegen trotz seiner schweren Verwundung bei vollem Bewußtsein. Am nächsten Morgen lagen beide Inder im Bett, wie der Arzt sie verlassen hatte, doch Umedi war tot. Zuerst glaubte man, der Alte sei an den Folgen seiner Verletzung gestorben. Doch die nähere Untersuchung ergab, daß er in der Nacht erwürgt sein mußte. Der Arzt verschwieg dem Sohn vorläufig diese Entdeckung und unterwarf Lachman einem Verhör. Der junge Inder wollte die ganze Nacht durch an der Seite des Vaters geschlafen haben und von nichts wissen. Verdächtig aber war es, als er den Arzt plötzlich fragte: „Nicht wahr, nun wird der Mann, der meinen Vater zu Tode verwundete, gehenkt werden?" — „Ja," sagte der Arzt, „aber dieser Mann ist nicht der, den Du meinst, Euer Feind, sondern derjenige, der Umedi heute nacht erwürgt hat. Weißt Du nichts davon?" Zuerst leugnete Lachman alles. Schließlich aber gestand er, seinen Vater, während alle anderen Patienten schliefen, mit einem Strick erwürgt zu haben: „Ich wollte an meinem Feinde Rache nehmen. Rache ist unsere heiligste Pflicht. Ich fürchtete, unser Feind würde nicht bestraft werden, wenn mein Vater genas. Deshalb wollte ich vortäuschen, Umedi sei an den Folgen seiner Verletzung gestorben, weil dann glaubte, mein Feind müßte hingerichtet werden." Lachman, der brave Sohn und Rächer, hat sich leider ein wenig geirrt, denn nun dürfte er es sein, der bald baumelt.

Deutsche Erde (Terra-Verlag, Berlin W. 9, Linkstraße 31), Heft Nr. 18, wird eingeleitet durch einen aufschlußreichen Artikel von Montanus „Ich will in die Industrie", dem zweiten in der Reihe der Berufsbilder. Hier werden die Wege zu führenden Männern in der Industrie und ihr Bildungsgang verständlich dargelegt. Eine mit herrlichen Bildern versehene Abhandlung von Dr. A. Wirth „Alte deutsche Kulturerde in Südost-Bayern" füllt den Teil „Aus deutschen Landen" aus. Im Teil „Deutsches Geistesleben" finden wir „Sonnwend und Johannitag in Bayern" von Dr. Lüers, „Klug und ohne Falsch" von Erich von Hatz. Ueber „Die Armanenschaft des deutschen Volkes" plaudert Heinrich Lhotzky. Ueber die Oberammergauer Holzschnitzerei und das deutsche Hygiene-Museum in Dresden erfahren wir Wissenswertes im Teil „Natur und Technik". Eine Kurzgeschichte aus der Zeit des großen Friedrich löst den Roman von J. Buchhorn „Angst vor der Stadt" ab. Am Schluß plaudert Elsbeth Unverricht über „Die Grazie der Sommerkleider". Wieder ein lesenswertes Heft von größter Vielseitigkeit.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Santz, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 21 Mittwoch, 25. Juni 1930

Auf Wanderschuhen durchs schöne Sauerland

Ein Tag im Kreise Olpe.

Von Attendorn aus geleitet uns Hauptwanderstrecke 22 des Sauerländischen Gebirgs-Vereins im ersten Teil unserer Wanderung zur Kreisstadt Olpe. Gut 5 Min. vom Bahnhof, südlich der Lenne kommt dieser schöne Wanderweg vorbei. Die ersten 10 Min. gehts auf einem Feldweg mit Hwstr. 24 zusammen rechts aufwärts 40 Meter höher; vor dem Walde trennen sich beide Strecken, wir halten uns auf 22 wiederum rechts aufwärts, doch bald wieder fallend, bis wir nach 20 Minuten die idyllisch in Waldesruhe gelegene Kapelle Waldenburg (300 Meter) erreichen. Ganz in der Nähe liegen die Trümmer der einstigen Waldenburg selbst; die Försterei hatten wir schon kurz vorher berührt. Am Buchhagen entlang geht unser prächtiger Waldweg höher hinauf und wieder hinab zu dem links liegenden Dorfe Bürberg (390 Meter; ½ Stunde). Nach 10 Minuten folgt Bremke (314 Meter) im Tale des gleichnamigen Baches. Auf der anderen Seite klettern wir wieder durch Wald empor, bis wir auf Höhe 443 stehen (20 Min.). Noch einmal senkt sich und steigt der Weg zum Bieckebach (316 Meter) bezw. zum Dorf Rohde (400 Meter ¾ Std.) nach Kreuzung der Landstraße. Auf der Haardt mit kleinem Aussichtsgerüst ist der höchste Punkt (440 Meter; ¼ Std.) erreicht. Die letzten 25 Minuten des ersten Teiles bringen uns wieder tiefer. Die hübsch gelegene Kreisstadt Olpe, deren saubere Straßenzüge wir uns ansehen wollen, liegt 330 Meter hoch. In ihr suchen wir das weiße liegende Kreuz der Hauptwanderstrecke 3, denn diese soll uns in der letzten Tageshälfte Führer sein. Von Hagen bis hier hat sie schon ein gut Stück hinter sich. Wir verfolgen sie in östlicher Richtung, am Hang des Alten-, bald danach des Rhonardberges (461 Meter; 55 Min.) entlang, weiter hinab zur Landstraße Olpe—Krombach (380 Meter; 10 Min.), auf dieser 40 Min. bis Altenkleusheim (420 Meter). Mitten im Dorf biegen wir auf der aus dem Mittelalter stammenden einstigen Landstraße rechts hinauf zum „Alten Heck" (467 Meter, ¼ Std.). Hier stehen wir auf der Grenze zwischen dem einst kurkölnischen Sauerlande und dem Siegerlande; an vielen Stellen war diese Grenzlinie mit einer dichten Hecke bepflanzt worden, die bis zu 60 Meter Breite umfaßte, um so einen für damalige Zeit sicheren Grenzübergang zu bieten. 10 Min. danach erhebt sich am Wegrande eine besonders dicke Buche, von der aus man eine gute Fernsicht über das Littfebachtal genießt. Nach weiteren 10 Min. sind wir in Krombach, das in diesem Tal liegt, und



enden hier an der Bahnstrecke Siegen—Hagen den nicht sehr anstrengenden 5½stündigen Tagesmarsch. Bis zum Bahnhof ist es noch ¼ Std. Der größte Teil dieser Wanderstrecke findet sich auf Blatt 7 Attendorn, ein kleiner Rest noch auf Blatt 12 Siegen der Sauerlandkarte 1 : 50 000 des Sauerland-Verlages zu Iserlohn.

—o—

„Döntjes vom Rhein"

Geschichten aus dem bisher besetzten Gebiet.

Von Frederik Lund.

Französische Kavalleristen stehen mit ihren Pferden bei Emmerich am Rhein und reiten ihre Tiere — in vollem Bewußtsein ihres uneingeschränkten Herrendaseins — in die Schwemme. Jupp und Pitter, zwei waschechte Rheinkadetten, stehn am Ufer und beguckten sich dies Schauspiel. Dabei bemerken sie auch die vielen Orden, Abzeichen und „Kinkerlitzchen" an der Uniform der Franzosen, unter anderem zwei und drei rote Streifen, die ein Teil der Mannschaften am linken Oberarm führt. „Wat is denn dat für 'e Zeiche'?" fragt Pitter den Jupp und zeigt auf dieses Merkmal anscheinend gehobener militärischer Würde. „O", antwortet Jupp, „dat ös dat Wasserstandsabzeeche, bis dahin han se' Rhin besetzt!" —

Auch das malerische Rüdesheim war bekanntlich lange Jahre von Franzosen besetzt. Eines Tages kommen mehrere Unteroffiziere auf die Idee, eine Wagenfahrt nach dem Niederwalddenkmal zu machen. Sie beauftragen daher einen Fuhrhalter, für das geeignete Fahrzeug zu sorgen. Unser biederer Rüdesheimer Bürger besitzt nun zwar tatsächlich noch Pferd und Wagen, aber in Anbetracht der wirtschaftlichen Notzeit hat er seine Kutscher nach und nach entlassen, er selbst ist aber zu alt, um das Experiment dieser „Vergnügungsfahrt" auf sich zu nehmen. Schließlich meldet sich der ältere Arbeiter eines Nachbarn, ein Mecklenburger, der nicht nur mit Pferd und Wagen umzugehen versteht, sondern auch als Landsturmmann mehrere Monate in der Champagne gelegen und sich während seines Schipperdaseins einige französische Sprachkenntnisse zugelegt hat. Für Geld und gute Worte findet sich Jochen bereit, an seinem freien Nachmittag die Ausfahrt der Franzosen zu übernehmen. Es ist ein glühend heißer Tag, langsam quälen sich die Pferde die flimmernde Landstraße hinauf nach dem Denkmal. Den Franzosen wird es langweilig. „Fahr zu, Boche!" ruft der eine. „Oui, cochon!" erwidert Jochen, ohne natürlich die Bedeutung des Wortes zu kennen. Rumms! Da hat er einen Schlag mit der Reitpeitsche über den Rücken. „Verdori!" denkt Jochen. „Das ist wenig höflich." Er treibt aber doch seine Pferde ein wenig an, ohne den Schlag auf seinen Buckel tragisch zu nehmen. Aber bald gehts wieder im Schneckentempo. „Allons, allons, boche!" ruft der Franzose wieder. „Oui, oui, cochon!" lautet die Antwort. Rumms, hat er wieder links und rechts Schläge, die ihn aber auch nicht weiter schmerzen. Schließlich erlangt er Pferde und Wagen nebst Insassen heil nach dem Denkmal und zurück. Als er die Pferde wieder abliefert, fragt ihn der Eigentümer, dem scheinbar ein schwerer Stein von der Seele fällt: „Na, ist denn auch alles gut gegangen?" — „Jau, jau," antwortet Jochen, „aber harr ick nich' so gaud Französisch kunnt, dann wier mi' dat villicht doch en beeten dreckig gohn!" —

Jeder, der einmal im besetzten Gebiet war, erinnert sich, daß die Franzosen oder Engländer, wenn sie aus irgend einem Grunde sehr nervös waren, jeden nächtlichen Verkehr auf den Straßen verboten. Nur Aerzte, Geistliche und Hebammen durften, soweit sie im Besitz eines Ausweises waren, nachts die Straße betreten. Auch davon ein kleines Histörchen! Hein, ein braver Hamburger Seemann, weilt bei seinen Eltern in Godesberg zu Besuch und strebt nun, als er sich nachts einen kräftigen „Brand" zugelegt hat, als einsamer Wanderer dem Hause der Eltern zu. Ganz mutterseelenallein schwankt er durch die Gassen, immer von einer Seite auf die andere. Plötzlich sieht er sich einer Patrouille gegenüber. Hein hält sich an einem Laternenpfahl fest und starrt die Franzmänner an. „Wat wullt ju, verdreihte Doosbande?" fragt er. Mit vorgehaltenem Bajonett stehen die drei Soldaten vor ihm. „Sein Sie — Pastör? — Doktör? — 'Ebamme? —" — „Wui, wui — 'Ebamme!" brüllt Hein. „Eh bien, monsieur!" nickt ihm der Unteroffizier zu und verschwindet mit seinen Zinnsoldaten. Hein aber schwankt weiter über die Gasse. —

Aber schließlich zogen die Franzosen doch nach und nach ab, auch das schöne Koblenz wurde eines Tages von Besatzungstruppen frei. Preußische Polizei rückt in strammem Schritt ein und belegt wieder die frühere deutsche Kaserne, die jahrelang mit französischen Truppen besetzt war. Auch der Kantinenwirt bezieht seine Räume im Keller. An einer Tür findet er ein rätselhaftes, scheinbar vergessenes Schild. — „Tirez!" steht darauf, zu deutsch also „Ziehen!" — ein Hinweis für die französischen Soldaten, beim Betreten der etwas zugigen Räume die Türe recht fest zu schließen. Unser Wirt aber vermag die Inschrift nicht zu deuten. Erst als er die nämlich Beobachtung macht, daß auch von manch wackerem Schupomann das Schließen der Tür vergessen wird, kommt er auf eine wahrhaft geniale Idee. Mit schwarzer Tusche malt er an das Ende des Wortes „Tirez" ein großes lateinisches „U". Seitdem wird auch in dem Bereich seines gastronomischen Gewerbes dem einfachsten Gebot der Höflichkeit entsprochen.

—o—

Siebenhundertjahrfeier in Hohenlimburg

Von Karl Lamprecht.

Am 27. Juni soll in Hohenlimburg mit der Feier eines Heimatfestes begonnen werden, um einer ruhmreichen und schweren siebenhundertjährigen Vergangenheit zu gedenken. Auf alten Siedlungsstätten, auf denen schon die Sachsen ihre gewaltigen Volksburgen gegen die Franken errichteten, entstanden mit der Limburger Mark mehrere Königshöfe, unter denen der an der Furt der Lenne bald der bedeutendste wurde. Auf hohem Bergesvorsprung errichtete Dietrich I., der Sohn des Bischofsmörders, zu Beginn der Limburger Fehde, im Jahre 1230 eine Burg, um von hier aus die letzten Trümmer der Besitzungen seines Geschlechts zu erhalten. Mit Hilfe seines Oheims legte er eine so starke Besatzung in die Burg, „wie Balken und Steine am Gemäuer des Schlosses seyen". Er übertrug die Burg seinem Oheim, Heinrich von Limburg, um sie von ihm am 17. Juli 1242 als Lehen „für ewige Zeiten" zurückzunehmen. Nach dem Friedensschluß mit dem Grafen Adolf von der Mark am 1. Mai 1243 erhielt Dietrich das sehr verkleinerte Isenbergsche Besitztum zurück, doch wurde in dem Vertrage bestimmt, daß der Ort nicht befestigt werden dürfe. Er wurde aber mit Münz- und Zollrecht zur Freiheit erhoben und erhielt durch König Wilhelm von Holland am 25. April 1252 die Erlaubnis zur Abhaltung eines regelmäßigen Wochenmarktes.

Die Fehden mit dem Altenaer Nachbar dauerten an. Der Limburger Erbfolgestreit (1288—1304) sollte auch den Widerstand der Feste Limburg brechen. Dietrich sollte das Ende der Feh-

de nicht erleben; in der Kirche zu Essey fand er sein Grab. Von seinen beiden Söhnen gründete Johann das Hohenlimburgische Geschlecht, der jüngere, Eberhard, die Styrumsche Linie mit Besitzungen im Bergischen. Der letzte Sproß des Isenberger Stammes war Wilhelm 1. (gest. 1459), von dem das erledigte Erbe auf das Haus Neuenahr überging. Magdalena, Tochter des Grafen Gumprecht von Neuenahr, brachte es durch ihre Heirat mit Arnold, Grafen von Bentheim-Tecklenburg und Steinfurt, Herrn zu Rheda und Bevelinghoven, an dessen Haus. Im Jahre 1592 wurde Arnold nach Beilegung von Familienstreitigkeiten mit Limburg als einem neuen Lehen für sich und seine Nachkommen beliehen. Durch Testament hatte er bestimmt, daß seine Besitzungen unter seine vier Söhne geteilt würden. Von den so entstandenen vier Linien bestehen noch zwei, Bentheim-Tecklenburg-Rheda und Bentheim-Steinfurt. Die erstgenannte Linie kam in den Besitz der Grafschaft Limburg. Seine Unmittelbarkeit wurde unter gewissen Beschränkungen anerkannt durch einen zwischen dem Könige Friedrich Wilhelm 1. und dem Grafen Moritz Kasimir im Jahre 1729 abgeschlossenen Vertrag, der auch die kaiserliche Bestätigung erhielt. Im Jahre 1808 kam die Grafschaft zum Großherzogtum Berg, durch den Wiener Kongreß 1815 als Standesherrschaft unter preußische Hoheit.

Die nach Gründung der Burg entstandene Siedlung Limburg hat jahrhundertelang mit ihren gräflichen Herren Freude und Leid geteilt. Kirchlich gehörte der Ort zunächst zu Elsey, das 1901 mit Hohenlimburg vereinigt wurde. Zu der Kirchspielskirche in Elsey gehörte eine Kapelle zu Limburg, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts dem regierenden Hause übertragen wurde. Die Reformation wurde unter den evangelisch gesinnten Grafen von Neuenahr eingeführt. Als erster evangelischer Pfarrer wird Johannes Alexius genannt, der 1618 nach Elberfeld ging. Die Trennung von Elsey erfolgte im Jahre 1611.

Die Bewohner beschäftigten sich in der Hauptsache mit Ackerbau und Viehzucht; doch läßt sich die Herstellung von Eisenwaren bis ins Jahr 1324 verfolgen. Namentlich war es Kratzendraht, der hier angefertigt wurde. Im Jahre 1571 wurde in der Nahmer ein Kupferhammer angelegt. An die alte Leinweberei erinnern noch verschiedene Flurnamen; die Tuchweberei wurde 1826 von Westhofen nach hier verlegt. Seit dem Jahre 1880 trägt die Stadt zum Unterschiede von Limburg an der Lahn den Namen Hohenlimburg.

Am 28., 29. und 30. Juni d. J. wird eine große umfassende Jubelfeier in Hohenlimburg veranstaltet. Die Seele dieser Feiern ist der um die Heimatforschung hochverdiente Rektor Esser.

Des alten deutschen Rheines Sterben und Glorie

Von Werner Krueger-Hamburg.

Im niedern Land, wo in unsern Tagen das menschlich-übermenschliche Werk in die Tat umgesetzt wird, dessen erster Spatenstich schon vor hundert Jahren von Goethe vorausgeahnt wurde, dem erblindeten Faust vorgegaukelt worden ist, die Trockenlegung eines Meeres! — in diesem kleinen Land voll großer Gegensätze erlebt der Altvater Rhein das Mysterium des Sterbens.

Es geht ihm schlecht auf seinem letzten Gang! Er ist ein König Lear unter den fürstlichen Strömen. Um Ehre, Ansehen und Namen wird er gebracht, vergewaltigt, bestohlen und mit Fußtritten traktiert. Man nimmt ihm seine Kraft und seine Identität. Die ziellosen Stromwesenheiten, die ihm das Dasein verdanken, zwingt man, den Vatersnamen zu verleugnen sich Waal, Lek und Merwede zu nennen. Die angebliche Maas, die zu Rotterdam Hollands und der Welt Handelsflotte auf ihrem stolzen Rücken trägt, ist eine verlogene Usurpatorin, aus reinstem Rheinwasser gebildet.

Wo der wahre König, der entthronte Vater Rhein, sich als kraftloser Greis dem Meer und der Vergessenheit zuschleppt, da wirft man ihm höhnisch Schimpfnamen an den Kopf. Im Bistum Utrecht sieht er als „Alter Rhein“ und „Krummer Rhein“ auf der Landkarte verzeichnet; zu Leiden, dem Hochschulsitze, wo Wissensdrang nach objektiver Wahrheit sucht, trägt nach dem Stadtplane ein Rheinesarm den schlimmen Namen „het Galgewater“, das Galgenwasser. Bei Katwyk am Zee schleicht der alte, verpottete, verstümmelte, entheiligte Heilige Strom der Deutschen als trübes Rinnsal dem Meere zu. Von Zeit zu Zeit versandet dieses Ueberbleibsel. Dann spült das Kattwyker Entwässerungswerk dem Mummelgreis mit Gewalt den verschleimten Mund, damit er nicht noch letzten Ende im Schlamm erstricke.

Wo steckt des alten deutschen Rheines Glorie?

Die hat sich weit hin, in alle Windrichtungen über den Erdball verteilt. Denn seine Kraft besteht. Sie ist nur andere Wege gegangen.

Traumhaft still ist es an des Rheines Ende. Wiesengras und Schilf und wucherndes Entenkraut in träg stehenden Gräben geben dem verlöschenden Strom das letzte Geleit. Bei Tage überwölben ihn das Silbergrau und Perlmutter der Wolken vom Küstenstrich. Nachts umsteht ihn das Gespensterheer der auffteigenden Wiesennebel wie eine feierliche Totenwache. Dann liegt auf seinen Zügen der räselhafte Ernst, der den Gesichtern eben erst Verblichener ihren schaurig geheimnisvollen Ausdruck gibt.

Er teilt der Menschen Los, der alte Rhein Aber es ist das Los der Wenigen, ganz Großen, die unbeachtet im Winkel sterben, deren Wirkung leuchtend die Jahrhunderte überdauert.

Was macht es aus, daß er gleichsam inkognito durch Holland fließt? An seinen Früchten kann man ihn erkennen. Der Enge seines von Felsen und Bergwänden eingeschlossenen Laufes entronnen, breitet er beide Arme suchend aus, ein wahrhaft germanischer, ein faustischer Strom. Nun ist alles Land, das er in einem Griff umspannt hält, deutsches Land und Rheinesdelta, und alle Frucht, die hier gedeiht, verdankt letzten Endes ihm das Dasein. Auch die Kunst, die hier zur Vollendung kam.

Nur hier, wo Land und Wasser in ewigem Kampfe sich befeinden, sich durchdringen und befruchten, sind die atmosphärischen Vorbedingungen für die niederländische Malerei des „goldenen Jahrhunderts“ zu finden, das allen späteren zur Lehrmeisterin wurde. Nur wo sich feuchtigkeitssatter Perlmutterglanz der Wolken in den milden Wellen eines langsam dahinsiechenden Stromes spiegelt, konnte die ätherische Landschaftskunst eines Jon von Goyen geboren werden. Wo an klaren Tagen selbst am fernen Horizont das Ziegelrot und Schieferblau der Mauern und Dächer sich dunstschichtlos vom hellen Himmel abheben, malte der Delfter Vermeer seine Vaterstadt — Provinzstadt im weltvergessenen Winkel — als ergreifende Offenbarung der Idee des Städtetums, des menschlichen Willens zur Gemeinsamkeit, der seine Sprache mit Stein und Mörtel schreibt.

Nur auf diesem Fleck konnte sich der Genius entwickeln, dessen Kunst mit leidenschaftlicher Gebundenheit der Erde aus mystischen Urtiefen auftaucht. Es braucht sich kein Deutscher darüber zu grämen, daß sein heiliger Strom im niederen Lande so schmählich unzeremoniell empfangen und behandelt wird. Alles, was der Holländer aus Nützlichkeitsgründen am Rhein gesündigt haben mag, hat der Eine wieder gut gemacht, dessen Klang „vom Rhein“ dem Namen Unsterblichkeit beilegte.

Wohl deshalb ist der „Krumme, Alte“ bei Leiden so befriedet. Selbst das Galgenwasser weiß: Seine Kraft besteht, ist nur andere Wege gegangen. Sie ruht als schöpferische Gewalt tief verborgen in seines Wesens Grund, das kostbarste Rheingold. Nur die Allerwenigsten kommen hier auf die Vermutung, daß es Rheingold ist, was von einem güldenen Helm an der Museumswand aufleuchtet. Rembrandt: Harmenszoon van Rhijn fühlte, daß seine Kunst mit ihren Wurzeln im Rheinesdelta beheimatet war. Er wußte, daß die Künstlerseele ihre wahre Kraft aus der steten Schwingung zwischen zwei Polen schöpft, zwischen dem Unendlich-Begehrenden, Rastlos-Schweifenden und dem In-sich-Ruhenden, In-sich-Beharrenden.

Also konnte eines Rembrandt Heimat nur dort sein, wo die Stille sich vom Meeresufer her das grenzenlos geweitete Raumgefühl geholt hat, und von der Weltabgewandtheit eines stillen Flußwinkels her, wo dottergelbe Wasserblumen mit offenen Augen schlafen, ihr Gefühl des Einseins mit den abseitigen, scheinbar untätigen, scheinbar still stehenden, das heißt der Gegenwart noch unverschlossenen, ruhevoll verharrenden Kräften der Natur! —

Abenteurer in Arktis

Seltsame Erlebnisse unter Eskimos und Indianern. — Wie ich ein Zauberdoktor wurde.

Von Professor R. Ruggles Gates, dem berühmten britischen Gelehrten und Forschungsreisenden.

Vor einigen Jahren wurde ich zur Besichtigung einer russischen botanischen Station in Lappland eingeladen; die dabei gemachten interessanten Erfahrungen bewogen mich zur Annahme einer Aufforderung, eine Forschungsreise in die kanadische Arktis zu unternehmen. Ihr Ziel war doppelter Natur: einmal botanischer, dann anthropologischer. Hinsichtlich der ersteren fand ich, daß die kanadische Tundra ungewöhnlich reich an Gräsern ist, die in Verbindung mit den Moosen und dem Renntiermoos die Hauptnahrung des Karibou und des jetzt dorthin eingeführten Renntiers bilden. Ich kam daraufhin zu dem Schluß, daß diese arktischen Gebiete statt „Tundra“ besser „arktische Prärien“ heißen sollten; denn in mancher Hinsicht entsprechen sie nicht dem, was man gemeinhin unter Tundra versteht, ähneln vielmehr in ihrem verhältnismäßigen Reichtum an Gräsern den kanadischen Prärien.

In anthropologischer Hinsicht hatte sich die Expedition die Untersuchung der Blutgruppen bei Eskimos und Indianern zum Ziel gesetzt, wobei wir allerlei seltsame Erlebnisse hatten. Die Blutproben der Eingeborenen erhielten wir, indem wir in die Ohrläppchen ein kleines Loch bohrten und einen Blutstropfen auf eine Porzellanplatte fallen ließen, wo er mit einem Serum in Verbindung kam. Der Eintritt bezw. das Ausbleiben einer Reaktion liefert den Beweis, ob im Blute des Eingeborenen ein bestimmtes Element namens A oder ein anderes namens B vorkommt. Daraus läßt sich ein Schluß ziehen, ob Eskimos und Indianer mit einander verwandt sind oder nicht, wie auch über den Ursprung ihrer Rassen.

Wir führten unsere Versuche zum Teil an Schülern der Anglikanischen Missionsschule und in Hay River am Großen Sklavensee durch. Hier gibt es eine große Zahl von Kindern, die mehr als 1600 Kilometer weit aus dem Norden kommen. Häufig besuchten wir die Eingeborenen in ihren Hütten, und obgleich einzelne uns ziemlich mißtrauisch ansahen, waren sie im ganzen doch gutwillig. Eine alte Frau fanden wir in ihrer Hütte gerade nach überstandenem Grippeanfall. Zuerst wollte sie nichts mit uns zu tun haben, wir sollten sie sterben und zu ihrem Manne in den „seligen Gefilden“ lassen. Nach einiger Ueberredung willigte sie dann in die Operation ein. Wir nahmen also unsere Instrumente heraus, stachen in das Ohrläppchen und erhielten die Blutprobe. Als alles vorüber war, erholte sich die Alte auffallend schnell, fest davon überzeugt, ich hätte eine Wunderkur an ihr vollzogen. Jedenfalls wollte sie jetzt noch weiter leben; wie es schien, hatte sie ihre Gesundheit völlig wiedergewonnen. Der Glaube macht eben selig!

Zuweilen trafen wir erst um Mitternacht in einem entlegenen Eingeborenendorfe ein. Wir wandten uns in solchen Fällen an die Kanadische Berittene Polizei, die diese ausgedehnten arktischen Gebiete überwacht; ihre Beamten besorgten uns einen Dolmetscher und begleiteten uns auf unseren Besuchen zu den Zelten der Eingeborenen.

Eine zur Zeit unserer Reise dort herrschende Grippe-Epidemie war außerordentlich heftig und forderte zahlreiche Opfer unter den Eingeborenen. In diesen Dörfern abseits aller modernen Kultur gab es keine Aerzte, keine Einrichtungen irgend welcher Art für die Behandlung der Krankheit, und die Opfer starben zu Dutzenden. Die Seuche tötete wohl fünf bis sieben Prozent der Bevölkerung. In Port McPherson z. B., 67 Grad nördlicher Breite, starben im Verlauf einer Woche annähernd 40 Personen, dabei betrug die Gesamteinwohnerschaft 350 Köpfe. Nur ein Weißer kümmerte sich um die ganze Bevölkerung, der Geistliche einer zum Krankenhaus umgewandelten anglikanischen Kirche.

In Aklavik, hoch im Norden an der Mündung des Mackenzie, stellte ich meine Versuche an Eskimos an. Auch hier standen die Eingeborenen unter dem Eindruck, ich sei ein großer Zauberdoktor, und ließen sich willig auf die Versuche ein. Diese Eskimos sind ein gerissenes, intelligentes Völkchen, das aus der Berührung mit der ihnen durch die Weißen nahegebrachten Zivilisation Vorteil zu ziehen weiß. So war ein Eskimo bei einem gelegentlich die Gegend besuchenden Zahnarzt als Gehilfe tätig gewesen. Dessen Arbeit hatte auf den Eingeborenen solchen Eindruck gemacht, daß er, als der Zahnarzt sich zur Rückkehr in zivilisiertere Gegenden anschickte, ihm seine gesamte Ausrüstung abkaufen wollte. Der Zahnarzt war natürlich erstaunt. Er forderte einen geradezu unmöglichen Preis. Der Eskimo indessen war auf die Ausrüstung versessen und zahlte die Summe, ohne mit der Wimper zu zucken. Dann reiste er durch die ganze Gegend und beredet in jedem Dorf die Bevölkerung, sich von ihm die Zähne mit Goldfüllungen versehen zu lassen. Nun besitzen die Eskimos die prächtigsten Zähne, die man sich nur vorstellen kann, und ich zweifle keinen Augenblick, daß der Amateurzahnarzt mehr Schaden als Gutes tat. Aber er machte ein gutes Geschäft und hat sicher seine irdischen Schätze nicht unbeträchtlich vermehrt.

Demgegenüber sind die Slavey-Indianer ziemlich schwerfällig, dabei nicht übermäßig reinlich. Eine alte, von mir zufällig beobachtete Frau ergötzte sich damit, aus ihrem langen Haar Läuse u. a. dort zu Hunderten siedelnde Insekten zu fangen und sich eine Mahlzeit daraus zu bereiten. Als sie mich kommen sah, schien sie bestürzt und stellte die leckere Mahlzeit ein.

Außer einer Sammlung von nahezu 300 Pflanzenarten, die in Kew und im Naturgeschichtlichen Museum bestimmt wurden, zahlreicher Geräte der Eingeborenen, wie Schneemesser, Fallen, Harpunenspitzen, habe ich als Ergebnis der Reise geradezu genügend Material gesammelt, um wieder einmal die Frage nach der Herkunft der Eskimos aufwerfen zu können. Auch beobachtete ich einen der bemerkenswertesten Fälle von Segregation (Teilung) bei Rassenkreuzungen. Es handelte sich dabei um eine mit einem Dänen verheiratete reinblütige Eskimofrau. Ihre Tochter ehelichte einen Nordländer, und obgleich eins von ihren Kindern deutliche Kennzeichen des Eskimoblutes aufwies, war ein anderes mit seinen blauen Augen, der weißen Haut und dem blonden Haar vollkommen nordisch, ohne das geringste auf die Eskimoabstammung hinweisende Merkmal.

Satteldruck

Von Otto König.

Wir Europäer sind gewohnt, den Orientalen wenig Mitgefühl für unsere vierbeinigen Freunde zuzuschreiben. Doch in starkem Gegensatz hierzu steht ein Erlebnis, das ein Engländer kürzlich an der Grenze von Kaschmir und Ladak hatte:

Eine Staubwolke stieg vom schmalen Saumpfad hoch, von dem ein Wegweiser behauptete, es sei die Straße nach Srinagar, der Landeshauptstadt von Kaschmir. Ein Mongole aus Ladak trieb fünf Packpferde vor sich her. Die Last türmte sich unter dem schützenden Segeltuch zu beiden Seiten des primitiven Tragsattels zu Bergen, die bei jedem Schritt der kleinen Tiere von einer Seite zur anderen schwankten.

Am Wegrand stand ein Haus. So nannte es wenigstens eine verwitterte Holztafel, die allen Reisenden verkündete, hier sei ein Zollamt seiner Hoheit des Maharadschas von Kaschmir. Ein des Landes Unkundiger hätte dies niemals erraten. Zollhäuser pflegen sonst nicht aus vier Lehmwänden zu bestehen. Die Packpferde aus Ladak aber kannten das Zollamt. Ohne den Ruf des Treibers abzuwarten, blieben sie stehen, senkten die Köpfe und schnupperten nach dem Gras am Wegrand.

Ein Inder trat aus dem Hause. Obwohl Menschen und Tiere schon ergeben auf den hohen Herrn Zöllner warteten, glaubte doch der Hindu, dem das Hemd ein wenig neckisch hinten aus der Hose hervor sah, seine Macht zum Ausdruck bringen zu müssen und brüllte: „Halt!“ Die Packpferdchen wackelten mit den Ohren, und der Mann aus Ladak lud stillschweigend die Last vom Rücken des ersten Tragtieres. Dem Engländer, der interessiert am Wegrand stand, schien es, als hebe sich die entlastete Kruppe des Pferdes. Er begriff nicht, wie dieses Gerippe, nur vom zerschundenen Fell überzogen, die Last hatte tragen können: „Tierquälerei!“

Das dachte auch wohl der Zollbeamte, denn seine buschigen Brauen schoben sich unheilverkündend über den dunklen Augen zusammen. Doch er sagte nur auffallend ruhig: „Runter mit dem Sattel!“ — „Der Sattel!“ wunderte sich der Engländer. „Glaubt der Zöllner, der Mongole wollte etwas unter dem Sattel über die Grenze schmuggeln?“ Doch der Mann aus Ladak schien an solche Befehle gewöhnt. Ergeben zuckte er die Schultern, als wollte er sagen: „Was tut man nicht alles so einem Zollbeamten zuliebe!“ und hob den Tragsattel ab.

Der Engländer trat näher. Zwei Druckwunden lagen auf dem Rücken des Tieres bloß. Der Eiter fraß darin, und ein Schauer ließ die abgeschundene Haut erzittern, als der kalte Wind gegen das nackte Fleisch blies. Der Inder ballte die Hand. Sicher hätte er dem unbeweglichen Mongolen am liebsten die Faust ins stumpfe Gesicht geschlagen, doch ein Zollbeamter von Kaschmir vergibt sich nichts. „Sehen Sie diese Wunden, Sahib“, wandte er sich an den Engländer. „Sie kennen kein Mitleid mit den Tieren, diese Leute aus Ladak“. Dann fuhr er den Mongolen an: „Das Pferd bleibt hier!“

Der Treiber schien sich nicht zu wundern. Er sattelte auch stillschweigend die anderen Tiere ab und führte sie dem Zollbeamten vor. Ein Pferd war gesund, die drei anderen hatten offene Druckwunden neben dem Rückgrat, nicht harmloser als die des ersten Tieres. Der Zollbeamte führte sie zur Seite. „Ho!“ brüllte er dann in die hohlen Hände irgend einem unsichtbaren Untergebenen zu. Hierauf begann er die Zollrevision. Sie war rasch beendet, denn den biederen Zöllner schienen die Warenpacken wenig zu interessieren.

Da klang Hufschlag hinter dem Hause hervor. Ein Inder trieb vier rundliche gutgepflegte Packpferde heran. Die Tiere stellten sich von selbst neben die Traglasten, und der Mann aus Ladak lud seine Sättel und Warenbündel wie ganz selbstverständlich auf die blanken Rücken. Der indische Treiber führte die kranken Tiere zur Seite.

Der Engländer wunderte sich: „Erfolgt diese Pferdekontrolle und das Auswechseln der Tiere auf Anordnung der Zollbehörden?“ — „Nein“, antwortete der Zöllner mit dem hervorlugenden Hemdzipfel höflich, „nein, Sahib, ich handle auf eigene Verantwortung. Ich liebe die Tiere und kann es nicht mit ansehen, wenn sie abgemagert und wund ihre überschweren Lasten weiter schleppen sollen. Deshalb nehme ich den Leuten aus Ladak die kranken Pferde ab und gebe ihnen gesunde kräftige. Die vier dort sind nur vierzehn Tage bei mir gewesen und haben sich doch so erholt.“

Der Mongole hatte fertig geladen. Er warf dem Zöllner einen Blick zu, der alles andere als dankbar war, und trieb seine Karawane weiter auf dem Wege nach Srinagar. „Ein undankbares Geschäft“, sah sich der Engländer veranlaßt zu bemerken, „Deine Tierpflege.“ — „O“, meinte der Zöllner lächelnd. „Es ist nicht schlimm, denn im nächsten Leben werden wir nach unseren Taten beurteilt. In den letzten vierzehn Tagen, Sahib, habe ich 206 Tiere behandelt.“ Dann verabschiedete er sich mit einer höflichen Verbeugung, die den Hemdzipfel in lebhafte Bewegung versetzte.

Als der Engländer weiter ritt, sah er den Tierfreund mit einer Tinkturflasche und einem Pinsel bewaffnet zu den kranken Pferden treten. Tierschutz im Himalaya!

Zwei Stunden Spanien

Von Dr. Gerhard Venzmer.

„Hamburg—Spanien—Südamerika“ lautet die Route meines Dampfers; dabei ist unter „Spanien“ ein gut zweistündiger Aufenthalt in dem kleinen Nest an der kantabrischen Küste zu verstehen, in dem die letzte Europa-Post an Bord genommen wird, ferner der Teil der Passagiere, der die Eisenbahnfahrt der Schiffsreise durch den Kanal und den nicht eben gut beleumundeten Golf von Biskaya vorzog. Zwei Stunden Spanien; — was wird man da schon sehen können? Nicht gerade viel, wahrscheinlich: aber ich würde diese zwei Stunden lieber an einer spanischen Straße Steine klopfen, als sie an Bord verbringen. — Ein blaue Bucht, rings umkränzt von waldigen Bergen, an den Hängen weiße Häuser mit flachen Dächern. Gleichsam als würde eine ferne Schaubühne langsam an den Zuschauer herangewegt, rückt das Bild näher und näher, und schon liegt vor uns die Stadt. Die Menschen am Kai, eben noch winzige Spielzeugfiguren, sind zu Lebensgröße herangewachsen. Rufen und Pfeifen begreift den stillen Morgen. Der Maschinentelegraph dessen Läuten allemal bedeutsame Dinge verkündet, beginnt zu spielen. Die Laufbrücke, Symbol der Landverbundenheit, fliegt an Bord: Wir sind in Spanien.

Es ist noch früh am Tage; auch ohne die kleine verstaubte Uhr am Hafenbahnhof würde man es an den verschlafenen Gesichtern der Kai-Arbeiter bemerken. Sie rekeln sich, die charakteristische Baskenmütze auf dem Kopfe, am Geländer, spucken von Zeit zu Zeit verächtlich ins Wasser und wären wahrscheinlich nur mit klingenden Peseten dazu zu bewegen, die Hände aus den Taschen zu nehmen.

Allmählich wird es um das Schiff herum lebendig. Drüben in den Wohnhäusern, deren von oben bis unten mit gläsernen Vorbauten bedeckte Fassaden einer einzigen großen Glasveranda gleichen, und in den Hotels werden die Jalousien hochgezogen. Der Milchmann erscheint, mit undefinierbaren Rufen seinen Esel ermahnend, aus dessen Sattelkörben die großen Milchkannen hervorschauen. Dann klingelt der Müllkutscher über den Platz, von Zeit zu Zeit die mächtige, vor den Bauch gebundene Messingglocke rührend. Zwei Ochsen ziehen sein das gemeinsame Joch gebreitet. Seltsam ist die Art, wie diese Tiere sich lenken lassen. Der Kutscher braucht seinen Stab nur in dieser oder jener Richtung auf das Joch zu legen. Dann ist es, als zöge ein geheimnisvoller Zauber die Ochsen nach der einen oder anderen Seite.

Unter Platanen und Palmen führt eine breite Promenade am Strande entlang. In den Gärten grünt und blüht es. Mais und reichtragende Feigenbäume strotzen üppig und saftgeschwellt. Während der Sonnenball höher steigt und die warme Luft schon kommende Mittagshitze vorausahnen läßt, schlägt der Dunstkreis des Südens den Fremden in Bann. Junge Mädchen schreiten an mir vorüber, zehn, zwölf übereinander gestapelte Körbe oder auch eine bis an den Rand gefüllte Milchkanne auf den Häuptern balancierend. Dabei ist ihr Gang von unnachahmlicher Grazie. Wie sie unter der gewiß nicht leichten Last dahinschreiten, wie sie sich in den Hüften wiegen, offenbaren sie die ganze vollendete Anmut ihrer Rasse. Mit einemmal wird der Begriff „Spanien“ Erlebnis . . .

In hügelige, ungeflasterte Gassen mündet der Weg. Aus Fenstern und Balkonen flattert farbenfreudig trocknende Wäsche. Buntgescheckte Katzen klettern um die Dachfirste. Knirpse mit pechschwarzem Wuschelkopf hocken vor den Türen und gucken mit glänzenden Knopfäuglein vergnüglich in die Welt. Eselreiterinnen führen auf ihren Grautieren das auf dem Frühmarkt in der Stadt Gehaufte in die heimatlichen Dörfer. Landvolk im Sonntagsstaat, auf dem Wege zur Kirche begriffen, begegnet mir; und schon die Kleinsten, die eben laufen können und von der Kunst des Lesens noch so weit entfernt sind wie der Mond von der Erde, tragen würdevoll ihr Gebetbüchlein unterm Arm.

Dann mündet die Straße in ein vornehmes Villenviertel, und mit einem Schlage wandelt sich das Publikum. Elegante Spanierinnen, glutäugig und voll sichtbaren, wenn auch verhaltenen Temperaments, schießen geschäftige Blicke hinter kostbaren Spitzenschals hervor; die jüngeren von ihren Müttern betreut, fast alle dunkel, ja schwarz gewandet. Und auch an ihnen wieder muß man die wundervolle Grazie des Ganges bewundern, die den ärmsten und reichsten dieser Frauen in gleicher Weise eigen ist.

In der Stadt selbst werden die sympathischen Eindrücke dieser spanischen Stipp-Visite ein wenig beeinträchtigt durch die unverschämte und hartnäckige Bettelei, die den Fremden drangsaliert. So rette ich mich in ein Kaffeehaus; aber der Erfolg ist, daß ich vom Regen in die Traufe komme. Das Schlimmste dabei sind die Stiefelputzer, die, kaum daß ich mich gesetzt habe, wie ein Hornissenschwarm über mich herfallen, sich um meine Füße balgen und jegliche Ablehnung meinerseits einfach mit mitleidigem Lächeln ignorieren. Aber wie diese Bengels auch ihr Handwerk verstehen! Der Stiefel wird gewichst, gehetzt und massiert, gerieben, bespuckt und gebürstet und zum Schluß mit förmlicher Liebe poliert, bis er aussieht wie ein funkelnagelneuer Lackschuh. Indessen bietet man mir von allen Seiten Lotterielose, Postkarten und was weiß ich mehr an. Ein hübsches Mädelchen, sicherlich kaum vierzehn Jahre alt, versucht immer und immer wieder mit aller Ueberredungskunst — nicht zum mindesten ihrer sanften braunen Augen —, mich zum Kauf einer Serie Lose zu bewegen. Aber ich habe mein Herz mit Stein gepanzert; gar zu mannigfaltig sind meine Erfahrungen dieser Art in den Ländern des Südens, und so wird man mir's nicht übelnehmen, daß mir auch diese Lotterie ein wenig „spanisch“ vorkommt. Ich versuche eine Unterhaltung mit dem Mädel; aber die Kleine versteht genau so wenig von dem, was ich sage, wie ich auch nur eine Silbe ihrer Sprache begreife. Dafür hat man nun einen großartigen spanischen Sprachkursus mitgemacht, um festzustellen, daß im Lande selbst die Sprache doch immer wieder ganz verteufelt anders klingt als bei den Lehrern daheim! So mische ich, der landesüblichen Gewohnheit folgend, meinen Wermut mit einem Schuß des auf jedem Tisch zur freien Verfügung stehenden Syphon-Selters und verzehre dazu die vorschriftsmäßige Handvoll „Perceves“, jene hinterlistigen kleinen Entenmuscheln, die zwar vortrefflich und erfrischend munden, einem indessen jedesmal, wenn man sie aufbricht, mit unfehlbarer Sicherheit einen Strahl beißenden Salzwassers in die Augen spritzen.

Als der Brummbaß der Schiffspfeife zum ersten Male mahnend über die Stadt hinbrüllt und ich durch die Anlagen zum Kai zurückkehre, klettert eben die Militärkapelle in den Musikpavillon, ohne die eine spanische Stadt unvorstellbar ist. Der Sonntagsvormittagsbummel hebt an, die Jugend gibt sich ihr Stelldichein. Reihenweise defilieren nette Mädchen